

Erinnerungen an Thomas Brasch

zum 20. Todestag am 3. November 2021

WEISST DU, WO DU GEBOREN BIST

wo die Sonne stand,
als deine Mutter geschrien hat,
wie warm das Blut in deinem Gesicht war.

Weißt du, wo du sterben wirst,
welches dein letztes Wort sein wird,
wer bei dir sein wird,
wie alt du sein wirst, wenn dein Blut stehenbleibt.

Nichts weißt du. Aber
warum sprichst du so laut?

Thomas Brasch war erst 56 Jahre alt, als er 2001 in Berlin gestorben ist. Deutlich erinnere ich mich an den Tag seiner Beerdigung auf dem Dorotheenstädtischen Friedhof. Sonniges Herbstlicht fiel auf die Trauernden vor der Kapelle. Weggefährten und Bekannte, darunter zahlreiche Künstlerkollegen, waren gekommen, um von ihm Abschied zu nehmen. Fritz J. Raddatz hielt die Rede auf den Dichter und Freund, an den er ebenso ergreifende wie zärtliche Worte richtete: „Sabre nennt man in Israel die dort Geborenen. Sabre ist die Kakteenfrucht: außen stachelig und innen süß und saftig. Thomas Brasch, nicht dort geboren, war gleichwohl ein Sabre.“ Braschs Arbeiten, Gedichte, Prosatexte, Theaterstücke und Filme, konfrontieren uns von Anfang an mit den Schattenseiten deutscher Geschichte des 20. Jahrhunderts und mit den Widersprüchen der Nachkriegsrealität. Als Reflex auf den unhaltbaren Zustand unserer Welt entwirft er Gegenbilder, die den Wunsch nach einer „Alternative zu der Art, wie wir leben“ beinhalten. Seine Kunstproduktionen sind scharfsinnig, zugespitzt, kraftvoll und lakonisch. „Ihn zu lesen“, schreibt Uwe Kolbe, „ist das Gegenteil von gemütlich.“ Ohne Frage. Doch wer sich einmal darauf einlässt, den zieht die Lektüre immer wieder in den Bann.

Vor gut fünfzig Jahren begegnete ich Brasch einige Male im Freundeskreis. Ihm eilte der Ruf eines eigensinnigen Dichters voraus, der aus politischen Gründen kaum publizieren durfte. Seine erste und einzige größere Veröffentlichung in der DDR, die Nr. 89 aus der Lyrik-Reihe „Poesiealbum“, erschien 1975. Ein Studienfreund brachte mir das begehrte, wenngleich rare Heftchen (für 90 Ost-Pfennige!) vom Zeitungskiosk mit. Im Vorwort stellt Eckhart Krumbholz fest: „Ein gewisser Hang zur Maßlosigkeit ist nicht zu übersehen; hier wird Brot nicht mit dem Messer geschnitten, sondern mit dem Beil abgehauen.“ Mein Eindruck war: hier treibt sich einer ins offene Licht, stellt drängend und zornig Fragen, die auch uns Jüngere bewegten. Woher dieses Drängen? Braschs Tagebuchaufzeichnungen aus der Zeit geben Auskunft: „Alles, was ich tue, tue ich auf einem untergehenden Schiff. Auch wenn ich es sage, sage ich es von einem untergehenden Schiff. Meine Worte spreche ich schon durch das Wasser. Ich gurgle mit den Worten. Dagegen will ich mich verteidigen.“

Nachdem Brasch 1976 das Land von Ost- nach Westberlin gewechselt hatte, weil er kein Dichter für die Schublade sein wollte, hörte ich gelegentlich von seinem Ruhm. Mit dem Prosa-Band *Vor den Vätern sterben die Söhne* (1977) gelang dem Freigeist im Westen auf Anhieb der literarische Durchbruch. Es dauerte noch bis zum Mauerfall, ehe ich das Buch in einem Westberliner Antiquariat entdeckte und endlich lesen konnte. Braschs Texte vermitteln eine Gegenwärtigkeit, in der man sich selbst zu erkennen glaubt. Im Zentrum der Erzählungen

steht die Arbeit, entfremdete, harte, als sinnlos empfundene Arbeit in der Leistungsgesellschaft, unabhängig an welchem Ort. Die Eröffnungsgeschichte handelt von der geplanten Flucht des Protagonisten Robert. Nach den Gründen befragt, schreit der junge Mann heraus: „Was ich will, ..., diese Nabelschnur durchreißen. Die drückt mir die Kehle ab. Alles anders machen. Ohne Fabriken, ohne Autos, ohne Zensuren, ohne Stechuhren. Ohne Angst. Ohne Polizei.“

Interviews im Erscheinungsjahr belegen die Versuche westlicher Medien, den Neuankömmling zu vereinnahmen. Das auffällige Medieninteresse bezog sich weniger auf sein Werk als vielmehr auf seinen ungewöhnlichen Lebensweg:

Brasch, 1945 in England geboren, ist der Sohn jüdisch kommunistischer Emigranten. 1947 siedelte die Familie in die Sowjetische Besatzungszone über. Sein Vater machte politische Karriere, war zeitweise stellvertretender Kulturminister der DDR. Mit elf Jahren kam der Funktionärssohn auf die Kadettenschule der Nationalen Volksarmee in Naumburg, wo ihm vier Jahre militärischer Drill bevorstanden. 1968 führte sein Protest gegen die Niederschlagung des Prager Frühlings zu Haft, Arbeit ›auf Bewährung‹ als Fräser in der Produktion und Publikationsverbot.

Brasch wehrte sich gegen jede Art Vereinnahmung oder Kategorisierung, sei es als Dissident, Exilant, DDR-Autor oder gar Sprecher einer Generation. Selbst auf die Gefahr hin, künftig übersehen zu werden, bekräftigte er bereits im ersten Interview: „Ich stehe für niemand anders als für mich.“

Furore machte 1980 auch die Lyriksammlung *Der schöne 27. September*, deren Erscheinen Marcel Reich-Ranicki zum Ausruf verleitete, die Lyrik sei endlich zurück in Deutschland:

SCHLIMMER TRAUM

1

Die oben waren sind immer noch oben
Wer fällt wird aufgehoben

2

Die unten waren sind aufgestiegen
Wer unterliegen will muß siegen

3

Die schweigen wollen müssen reden
Keiner für sich Jeder für jeden

4

Die hassen wollen müssen lieben:
Alle ins Paradies vertrieben

Ich erinnere, wie mich seine drei Kinofilme trafen, der rumorende Grimm gegen das Deutsche in *Engel aus Eisen* (1980), die drohende existentielle Zerstörung unter Verhältnissen der Windstille in *Domino* (1982) oder die Wucht der Bilder im *Passagier* (1988). Cineastische Kunststücke, denen trotz ihrer Unterschiedlichkeit ein gemeinsamer Impuls zugrunde liegt: aus den Erfahrungen der Geschichte lernend ästhetischen Widerstand zu leisten. Für die preisgekrönten Kinofilme und eine Fernsehproduktion unter dem Titel *Mercedes* (1984) schrieb er nicht allein das Drehbuch, sondern führte auch selbst Regie.

Im Zuge der Protestbewegung 1989 war die Stimme von Thomas Brasch gefragt. Aus Ost und West kamen Bitten um Stellungnahme, denen er selten entsprach. Auch auf die Deutsche Ein-

heit antworten bestenfalls bittere Verse: „Ich bin mein eigenes Volk Ihr seid vereint / in dem Verein, der richtet und der henkt.“

Was treibt Brasch nach der Wiedervereinigung um? Als work in progress schreibt der Autor bis ans Lebensende am Romanepos *Brunke*, wie überlieferte Fassungen auf rund vierzehntausend Blatt dokumentieren. Zwischendurch unterbricht er das rastlose Schreiben und verschafft sich beim Übersetzen Luft. Bearbeitungen der Stücke von Shakespeare, Tschechow oder Gorki gehören zu seinem Repertoire.

1998 hatte Brasch seinen literarischen Vorlass, quasi das, was sein Leben ausmachte und bestimmte, dem Archiv der Berliner Akademie der Künste übergeben. Als wissenschaftlicher Mitarbeiterin wurde mir sein Archiv anvertraut. Bei unserem ersten Treffen am Schiffbauerdamm deutete nichts darauf hin, dass aus dieser Begegnung eine intensive Zusammenarbeit und schließlich Freundschaft entstehen würde. Unmittelbar nach der Archivübernahme schrieb er mir: „Für uns beide: Mein kleines Leben in eine vorläufige Übersichtlichkeit zu verbringen, hat den Sinn des Angelus Novus (nach hinten blickend vorwärts fliegend).“

Zwei Ereignisse aus dem Folgejahr stehen mir vor Augen. Zum einen die Freude über den Vorschlag des Suhrkamp Theater Verlags an den Autor und mich, das Konzept für einen Sammelband mit neueren, teils unveröffentlichten Stücken, zu entwickeln. Andererseits Braschs Enttäuschung, nachdem Suhrkamp eine Version *Mädchenmörder Brunke* veröffentlicht hatte, die keine hundert Seiten umfasst. Der Sammelband kam postum unter dem Titel *LIEBE MACHT TOD* (2002) heraus. Seither war und ist mir die Herausgabe seiner Werke zutiefst ein Anliegen.

Im Hinblick auf die Neueröffnung des Berliner Ensembles erwartete der Regisseur und Intendant Claus Peymann zwei weitere Shakespeare-Bearbeitungen von ihm, deren glanzvolle Premieren ich miterleben durfte. Wie ein Fährmann transportiert Brasch die Stücke *Richard II* und *Maß für Maß* aus der Elisabethanischen in die heutige Zeit, erzählt den längst bekannten Stoff noch einmal, aber anders, auf eigene Weise.

Schließlich geht mir eine kleine Episode nicht aus dem Sinn. Einmal liefen wir gemeinsam zum Dorotheenstädtischen Friedhof. Beim Vorbeigehen an den Gräbern von Brecht, Helene Weigel, Hanns Eisler, Anna Seghers, Hegel schossen Zitate, eigene Gedichte und Anekdoten nur so aus ihm heraus – dann der Ausruf: „Das ist ein Ort, das wäre eine Nachbarschaft!“

Und ich. Bin nichts als meine Augen
Wenn ihr die 2 begrabt, begrabt ihr wen.
Ich habe nichts gelebt. Nur was gesehn.
Ich will nicht sterben. Nur was taugen.

Thomas Brasch taugt bis auf den Tag.

Martina Hanf